

**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift  
**Band:** 66 (2010)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Streben nach Klarheit - statt Kampf gegen Fremdwörter  
**Autor:** Wagner, Michael  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-421974>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 09.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Streben nach Klarheit – statt Kampf gegen Fremdwörter

Von Michael Wagner

**B**eim Gesangswettbewerb der Eurovision in Moskau errang Deutschland einen Platz, über den des Sängers Höflichkeit besser den Mantel gnädigen Schweigens ausbreitet. Aber seis drum, was ist schon daran gelegen? Eher drängt sich die Frage auf, warum der französische («Et s'il fallait le faire») oder der serbische Wettbewerbsbeitrag («Molitva») in der jeweiligen Landessprache verfasst waren, während Deutschland einen US-Amerikaner mit dem Lied «Miss Kiss Kiss Bang» ins Rennen schickte.

Der Verein Deutsche Sprache (Wien) startete postwendend eine Umfrage in Russland, die erwartungsgemäss erstaunte und konsternierte Reaktionen zeigte. Der Grand Prix wird offenbar nach wie vor als Veranstaltung gesehen, bei der die Teilnehmer ihre Kultur und Sprache repräsentieren, und so mancher Russe fragt sich, wozu er eigentlich Deutsch gelernt habe, wenn die Deutschen selbst ihrer Sprache nicht mehr Bedeutung beimessen.

Die Katholische Kirche in Österreich verweist auf die Möglichkeit, sich über kirchliche Fernsehbeiträge zu informieren, mit dem Satz, man könne «die Tweets ganz normal als Follower von kircheTV (Klick auf das Logo) abonnieren». Im Gegensatz zur Diskussion um den lateinischen Messritus ist jedoch kaum zu erwarten, dass da jemand seine Stimme erhebt. Warum auch, kommt das doch alles nur auf Gewohnheit an. Einer Sprachgemeinschaft, die schon beim täglichen Einschalten des Fernsehgeräts mit Begriffen wie «Vision M200HD», «Audyssey Equalizer», «Meta-Brain» oder «AutoView» operiert, werden solche stilistischen Schmankerln kaum nur zu Bewusstsein gelangen.

Ist all das ein Beleg für die Geringschätzung der eigenen Sprache? Und, falls dies bejaht werden muss, schätzt sich die eigene Sprache am ehesten durch die Unterminierung mit englischem Vokabular gering?

Zunächst einmal hat diese Geringschätzung historisch-politische Wurzeln: Weil in der nationalsozialistischen Ära der Stolz auf die eigene Kultur und Sprache pervertiert wurde, war es spätestens seit den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts opportun, ihr desto skeptischer gegenüberzustehen. Schliesslich habe ja die deutsche Dichtung alle Barbarei und millionenfachen Mord nicht verhindern können. So korrekt dieser Befund auch ist – ein mit Modewörtern aus dem angloamerikanischen Raum versetztes Ragout wäre dazu ebenso wenig in der Lage gewesen. Wer das annimmt, überschätzt einerseits die Fähigkeiten der Sprache, deren korrekter oder stilsicherer Gebrauch alleine noch keinen besseren Menschen macht, er unterschätzt aber zugleich ihre Möglichkeiten zur gedanklichen Verschleierung.

Gerade die NS-Propaganda bediente sich keineswegs einer dezidiert deutschen Sprache, sondern streute auf breiter Front Abkürzungen und Fremdwörter ein, die einer nebulösen Atmosphäre Vorschub leisten. Einerseits fungieren sie als Gepränge, andererseits verschleiert ein Verb wie «liquidieren», was da genau geschieht. Victor Klemperer meinte dazu, «diffamieren» könne zwar nicht jeder verstehen, aber es wirke eben darum feierlicher und stärker als «schlechtmachen».

Der Gebrauch englischer Lehnwörter oder Einsprengsel, wie er sich heute in der Werbesprache beobachten lässt, folgt im Grunde dem gleichen Muster: Man will imponieren, zugleich aber die Bedeutung des Bezeichneten vernebeln – freilich weniger, weil es anstössig oder verbrecherisch wäre, aber doch, weil es nicht gar so grossartig ist, dass uns die deutsche Bezeichnung Lust zum Kauf machen könnte. Nicht von ungefähr besaßen Unternehmen in der Vorkriegszeit keine Werbe-, sondern eine Propagandaabteilung.

Wer also argumentiert, die Wandlung zu einem Neuanglodeutschen verkörpere die grösstmögliche Abgrenzung gegenüber dem Ungeist der Hitler-Zeit, der geht am eigentlichen Problem vorbei. Was freilich nicht bedeutet, dass rein deutsche Formulierungen nicht auch verschleiern zu wirken vermöchten; man denke nur an die «Freisetzen» oder «Gebührenanpassungen».

Allerdings liegen die Dinge noch verzwickter. Der wiederholte Verweis auf die NS-Vergangenheit mag dazu dienen, den Sprachwandel politisch und moralisch zu entschuldigen, er kann aber kaum als dessen Ursache gesehen werden, denn Sprachwandel vollzieht sich in den seltensten Fällen planmässig. Sprecher und Schreiber handeln zwar nicht im luftleeren Raum, aber sie folgen ihrem persönlichen Geschmack, dieser Geschmack wiederum folgt nicht selten der Mode.

Leibniz hat bereits vor 300 Jahren eine deutsche Sprachkrise ausgemacht, die sich seinerzeit in der so genannten deutsch-französischen «Sprachmengerei» manifestierte. Und das, obwohl Französisch nicht die «Sprache der Sieger» war. Im Gegenteil, die kulturell-sprachliche Orientierung am «Erbfeind» war zunächst auf den Adel beschränkt, wurde aber bis ins 19. Jahrhundert so weitgehend üblich, dass ein unbedarfter Restaurantbesucher für die Speisekarte ein Wörterbuch brauchte. Politische Gründe hatte das sicher nicht. Dafür belegt es eine bereits lange Tradition der Geringschätzung des Deutschen, dem allerdings auch frankophile Tendenzen nicht den Garaus machen konnten.

Zur Neigung, mit der Mode gehen zu wollen, kommt aber noch der Rausch des Wortes. Sprecher oder Hörer delectieren sich am blossen Klang, ohne bis zur Bedeutung vorzudringen. Zwei Beispiele mögen das belegen: In Franz Werfels Novelle «Das Trauerhaus» hält Moré, ein professioneller Grabredner und Grabsteinagent sowie Präsident der Spinoza-Gesellschaft, dem verstorbenen Maxl eine Grabrede, die er als geübter Rhetoriker mit einem Goethe-Zitat beginnt. «Die Zuhörer, vom unverstandenen Dichterwort angeschauert», sind trotz verschiedener Widersprüche am Schluss zu Tränen gerührt.

Ebenfalls um Goethe geht es in Daniel Kehlmanns Roman «Die Vermessung der Welt». Man befragt den Dichter zur Erziehung der Brüder Humboldt. «Ein Brüderpaar, antwortete dieser, in welchem sich so recht die Vielfalt menschlicher Bestrebungen ausdrücke, wo also die reichen Möglichkeiten zu Tat und Genuss auf das vorbildlichste Wirklichkeit geworden, das sei in der Tat ein Schauspiel, angeht, den Sinn mit Hoffnung und den Geist mit mancherlei Überlegung zu füllen. Diesen Satz verstand keiner. Nicht die Mutter, nicht ihr Majordomus Knuth.» Trotzdem wird der Satz – nach dem Werfen einer Münze! – zum Programm. Die Autorität des Sprechers und die unbestimmte Schönheit seiner Worte machen ihn dazu.

In beiden Textbeispielen zeigt sich eine Tendenz, dem Klang den Vorzug vor dem Inhalt zu geben, und zwar unabhängig von der Herkunft der Wörter. Es brauchen nicht angloamerikanische Einflüsse zu sein, die unsere Sprache in dieser Hinsicht durchdringen; sie sind eine Zeiterscheinung (die freilich lange bestimmend wirken kann). Mit dem Französischen, Lateinischen oder bestimmten Formen des Deutschen selbst lässt sich dasselbe erreichen. Womöglich resultiert der Gebrauch englischer Modeausdrücke weniger aus der bewussten Geringschätzung des Deutschen, als aus dieser eher emotionalen Lust am Klang, die nicht durch übermäßigen rationalen Bedeutungsballast getrübt wird.

«Drive alive» versteht man zwar nicht ganz, aber es reimt sich so schön und erinnert von ferne an Bekanntes, lässt also Raum für Assoziationen. Und dieses Unbestimmte, Ungefähre, Unverbindliche unterscheidet sich doch von dem, das da steht und klar ist und «geradeaus» bedeutet. Einer Gesellschaft, die dauerhafte Bindungen und Festlegungen immer mehr scheut, ist diese Ausdrucksweise angemessen.

Natürlich ist eine Sprache, die sich aus allerlei Versatzstücken zusammensetzt und bis zur Unkenntlichkeit verkauderwelscht wurde, nicht schön. Dennoch bleiben Einwände, die lediglich Stil und Ästhetik betreffen, sekundär. Wenn aber Sprache ein Medium bleiben soll,

das Gedanken klar ausdrückt und dadurch wiederum klares Denken fördert, muss Sprachkritik und Sprachpflege an diesem Punkt ansetzen.

Ohne ein Bewusstsein für die Sprache kann nämlich keine Reflexion darüber stattfinden, wie und was formuliert wird. Eine Sprache, die sich nebelhaft in eher gefühlter als nachvollzogener Bedeutung erschöpft, führt zurück in voraufklärerische Zustände. Wir müssen vom Sprachverderb wieder zum Spracherwerb kommen, nicht, indem wir Jagd auf einzelne Anglizismen machen, sondern indem wir Sprechern und Schreibern Klarheit und Reinheit abverlangen. Sprache ist keine Angelegenheit der Mode oder der Nation, sondern der Moral.

(Der Aufsatz ist zuerst unter dem Titel «Deutsch den Deutschen?» in «Wiener Sprachblätter», Juni 2009, erschienen.)